

LEBEN

Nr. 18 26. April 2007 DIE ZEIT 63

LEBENSZEICHEN Leben

Fernost, ganz nah

Am Rande Berlins soll Deutschlands einziges Chinatown entstehen. Es fehlen nur noch die Investoren – und etwa 2000 Chinesen

VON JAN PFAFF



DAS EINZIGE Zeichen chinesischer Kultur bei Oranienburg ist bisher dieses Restaurant. Bürgermeister Hans-Joachim Laesicke will das ändern

Ob das jetzt auch schon wieder an den Chinesen liegt? Bürgermeister Hans-Joachim Laesicke kann nicht mehr still sitzen. Immer wieder springt der stämmige Mann von seinem Stuhl auf, läuft in seinem großen Büro im Oranienburger Schloss umher und sucht in den Akten nach weiteren Unterlagen, nach Belegen, nach Beweisen, dass es hier um eine ernst zu nehmende Angelegenheit geht. Jetzt zieht er aus einem Papierstapel ein Wirtschaftsmagazin hervor: Schwerpunkt China! Laesicke schlägt es auf, blättert, sucht und präsentiert dann Statistikkurven, die alle steil nach oben streben. »Der chinesische Aufschwung ist so gewaltig, damit muss auch ich als Kommunalpolitiker mich beschäftigen«, sagt er.

Lange Zeit hat Bürgermeister Laesicke, ein Sozialdemokrat, nur in der Zeitung von der Globalisierung gelesen, an seinem Städtchen Oranienburg schien sie stets vorbeizurauschen – wie die Lastwagen, die auf der Bundesstraße von Berlin nach Stralsund an die Ostsee donnern und wieder zurück. Oranienburg ist die nördliche Endstation der Berliner S-Bahn, Kleinstadt neben der Hauptstadt, knapp 41 000 Einwohner. Die Arbeitslosenquote liegt bei 14 Prozent, der Stadt geht es nicht ganz schlecht, aber auch nicht richtig gut, denn die meisten der wenigen Unternehmen, die nach der Wende nach Brandenburg kamen, haben sich südlich von Berlin angesiedelt. So war das bislang mit der Wirtschaft und der Globalisierung, man hat es nicht in der Hand.

Aber jetzt hat Bürgermeister Laesicke einen Plan für den Aufschwung. Er will chinesische Dynamik nach Oranienburg holen. Bisher ist ja immer alles von Deutschland nach Fernost verschwunden – Ideen, Jobs, Manager mit Karriereambitionen, sogar ganze Fabriken wurden verschifft. Laesicke will das nun drehen. Er will ein Stück China in die brandenburgische Provinz

holen. Er will ein neues Stadtviertel: Chinatown Oranienburg.

Die Vorstellung mag absurd klingen, aber man meint es ernst damit in Brandenburg. Vorige Woche hat der Bauausschuss – mit sieben zu zwei Stimmen bei einer Enthaltung, sagt der Bürgermeister – für die »Aufstellung eines Bebauungsplans einer chinesischen Stadt« gestimmt. Auf einem brachliegenden Areal an der B 96, auf einem ehemaligen Flugplatz der Sowjetarmee, soll ein Stadtviertel mit chinesischen Häusern, Tempeln und Parks entstehen. 2000 Menschen sollen dort leben – und zwar Chinesen, die in Restaurants, kleinen Läden, Heilkundepraxen oder im Kulturzentrum arbeiten könnten. Auch für die Oranienburger sollen Jobs entstehen, darum geht es ja eigentlich. Endlich eine Art Chinaboom außerhalb Chinas, das ist wohl die Idee. Mit an die 2000 Arbeitsplätzen rechnen optimistische Prognosen. Laesicke sieht bereits Berliner Touristenmassen auf dem Weg nach Chinatown: »Dann müssen wir natürlich die S-Bahn-Linie bis zu unserem neuen Stadtteil verlängern.«

Der Besucher soll durch ein imposantes Stadttor eintreten

Am Anfang sei er durchaus skeptisch gewesen, sagt Laesicke. 53 Jahre ist er alt, nach der Wende trat er in die SPD ein. »Ich bin 1989 in die Kommunalpolitik gegangen, und seitdem habe ich viele Leute mit großen Versprechungen kommen und gehen sehen.« Irgendwie wurde letzten Endes aus allem immer ein Baumarkt – das ist Laesickes Resümee. Brandenburg hatte tatsächlich Pech mit Großprojekten, wie mit der CargoLifter-Halle, in der erst Luftschiffe gebaut werden sollten und wo später eine Kunstkaribik eingerichtet wurde, die auch nicht blendend läuft. Am Ende war aus Großprojekten immer ein Großproblem geworden.

Dieses Mal wird es anders, davon ist der Bürgermeister überzeugt. Laesicke tippt auf einen

dicken Plastikordner. »Die Pläne sind wirklich gut.« Mit einem Baumarkt ist es jedenfalls nicht zu vergleichen, was die Brandenburg-China-Projekt Management GmbH vorschlägt, die bislang aus vier Mitarbeitern und kaum Kapital besteht. Auf 40 Seiten wird die Vision einer am Reißbrett geplanten chinesischen Stadt ausgemalt. Straßen, Plätze und Prunkbauten sind detailliert eingezeichnet. Knapp 80 Hektar sollen bebaut werden. Für Brandenburg noch ein Großprojekt, für chinesische Verhältnisse äußerst bescheiden. Südwestlich von Shanghai baut der deutsche Architekt Meinhard von Gerkan gerade die Planstadt Luchao – auf 65 Quadratkilometer Fläche. Thames Town, eine 10 000-Einwohner-Stadt im altenglischen Stil mitsamt Kathedrale und Pub, ist bereits fertig. Im Bau befinden sich noch Kopien von Venedig, Barcelona und eine »Nordic Town«. Auch eine deutsche Siedlung gibt es schon – Anting, inklusive Mülltrennung und einem Brunnen mit Goethe- und Schiller-Denkmal.

Jetzt dreht Oranienburg die Sache um. Es sieht so aus, als würden die Europäer beginnen, die Chinesen beim Kopieren zu kopieren, unbewusst zumindest. Nach Jahren des Jammerns und Zauderns endlich *think big!* Endlich ist Städtebau wieder seinen Namen wert. Ein Ruck geht durch Deutschland, durch Laesickes Büro.

Chinatown Oranienburg soll der Besucher durch ein imposantes Stadttor betreten. In der Vorstadt schreitet er an Reihen kleiner Gebäude vorbei, die den alten Häusern der Unesco-Weltkulturerbestädte Pingyao und Lijiang nachempfunden sind. Er passiert einen Rikscha-Stand und ein zweites Tor. Nach einem Park zu seiner Linken betritt er den Marktplatz, wo sich vor ihm die Verbotene Stadt aufbaut, eine Miniatur der kaiserlichen Residenz in Peking. Fernost kompakt, best of China. Hat der Besucher den Palast besichtigt, schlendert er durch enge Altstadtgassen – die sogenannten Hutongs mit zweistöckigen Wohn- und Geschäftshäusern. Der Witz ist, dass die Oranienburger da-

mit etwas aufbauen würden, was die Chinesen gerade abreißen, um in ihren Städten Platz für Hochhäuser zu schaffen. Es scheint, als baue die Welt gerade das nach, was sie für typisch hält, wenn sie ans jeweils andere Ende denkt. Bayern in China, China in Brandenburg – vielleicht ist das ein ganz neuer Ansatz zur Völkerverständigung.

Neben dem Baurecht will auch das Feng-Shui beachtet werden

Die Pläne sehen vor, dass die chinesische Retrowelt von einer fünf Meter hohen Stadtmauer umschlossen wird. »Bei der Mauer mit ihren Türmen bin ich zuerst zusammgezuckt«, sagt Laesicke. Als Ostdeutscher hat er keine gute Erinnerung an Mauern und Wachttürme. Bislang ist es nie gut ausgefallen, wenn Deutsche Mauern und Zäune gezogen haben. Nun wieder eine Mauer, eine gut gemeinte natürlich, doch dahinter ein Ghetto mit 2000 Chinesen? Der Bürgermeister sagt, vor einem Jahr hätten ihn zwei Geschäftsmänner aus der nordchinesischen Industriestadt Harbin besucht, mögliche Investoren, die sich über das Oranienburger Projekt informieren wollten. Sie versicherten ihm, dass ein Chinese nichts Negatives mit einer Mauer verbinde. Außerdem könnte diese hervorragend den Lärm der angrenzenden Schnellstraße dämmen.

Laesicke kramt ein Foto hervor, auf dem er vor dem Oranienburger Schloss neben zwei Chinesen steht. Männer in dunklen Anzügen lächeln in die Frühlingssonne. Bei dem Besuch konnte der Bürgermeister schon einmal üben, was seiner Stadt und deren Bewohnern noch bevorstünde: ein Crashkurs in interkultureller Kompetenz. So lernte Laesicke, dass bei der Auswahl eines Baugrundstücks nicht nur die Verkehrsbindung zu beachten ist. Die Chine-

Fortsetzung auf Seite 64

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

ein neues LEBEN, und das schon in vier Wochen: Am 24. Mai verwandelt sich unser Ressort in das neue ZEITmagazin LEBEN. Es wird jede Woche mit einem Umfang von etwa 60 Seiten erscheinen. Sie werden auch im Magazin jenen Qualitätsjournalismus finden, den Sie vom Ressort LEBEN gewohnt sind. Natürlich können Sie weiterhin unsere Kolumnisten Harald Martenstein und Wolfram Siebeck lesen und die Rubrik »Ich habe einen Traum«. Und die Rätsel können Sie von nun an auf hochwertigem Papier lösen.

Wir werden Sie aber auch mit vielen neuen Ideen überraschen. So bietet das Magazinformat Raum für anspruchsvolle Fotoreportagen, Berichte aus der Welt der Kunst, große Porträts und Interviews. Und auf der letzten Seite des Magazins befragen wir jede Woche Helmut Schmidt zu einem aktuellen Thema. Titel der Rubrik: »Auf eine Zigarette mit Helmut Schmidt«.

HERZLICH, IHR CHRISTOPH AMEND

LEBENSZEICHEN

Männerwelt

Harald Martenstein hat einen Song von James Brown im Ohr

Diese Kolumne handelt von dem leider verstorbenen Soulsänger James Brown, dessen Hit *It's A Man's World* vor etwa vierzig Jahren herausgekommen ist. James Brown war mal beim Zahnarzt. Dem Zahnarzt fiel auf, dass er schlecht aussah, er schickte ihn ins Krankenhaus, bald darauf starb James Brown. O ja, ich behandle auch die schwierigen Themen. In den letzten Jahren habe ich oft über meine gesundheitlichen Probleme geschrieben. Vielleicht habe ich es übertrieben. Im Grunde bin ich ganz gut beieinander. Ich habe zum Beispiel, meines Wissens, keinerlei Probleme mit der Prostata. Ich lese immer: Prostata, Männerproblem Nummer eins. Prostata, Geißel der Ergrauenden. Nicht für mich, Baby.

Ich habe gelesen, dass man bei Prostataproblemen nachts ständig auf die Toilette muss. Ich frage mich, wie all die jungen Frauen, die doch heutzutage in aller Regel Lebensgefährtinnen erfolgreicher älterer Männer sind, mit dieser Sache fertig werden. Das muss doch extrem lästig sein für die Partnerin, dieses ständige Aufstehen eines erfolgreichen Partners. Da ist man doch unausgeschlafen am Morgen. Das ist doch, neben anderem, sicher auch ein Grund dafür, dass so wenige junge Frauen in der Wirtschaft Karriere machen. Ein Teufelskreis! Aber ich bin nicht so, Baby. Zurzeit bin ich auf Lesereise und fahre viel Zug. Ich kann nicht viel Schlechtes über die Deutsche Bahn sagen, obwohl das eigentlich ein Topos ist. Die Handy-Kolumne. Die Bahnkritik-Kolumne. »Blutrot ging am Horizont die Sonne unter, in der Ferne bellte ein Hund, Großvater zog an seiner Pfeife, Babette hatte einen erfolgreichen älteren Partner, und der Zug war verspätet.« Das sind »Topoi«. Nicht bei mir, Baby. Allerdings sind in den ICEs häufig die Toiletten kaputt. Da hat der Konstrukteur geschludert. In manchen ICEs funktioniert, meines Wissens, nur jede dritte Toilette. Interessanterweise hängt genau gegenüber von vielen ICE-Toiletten eine Werbeplakat, das einen gut aussehenden, Richard-Gere-artigen Mann von schätzungsweise sechzig Jahren zeigt. Der Mann hat kurze, volle graue Haare, eine gertenschlanke Statur, ein ausdrucksvolles Kinn und sensible Augen. Der Bildtext zu diesem Mann lautet: »Entspannt unterwegs. Ohne lästigen Harndrang!« Darunter steht: »Endlich wieder entspannt reisen, ohne ständig ans nächste WC denken zu müssen. Prostagutt forte.« Ich will der Firma Prostagutt, light, medium oder forte, nicht unterstellen, dass sie dem Konstrukteur der ICE-Toiletten etwas zugesteckt hat. Fakt ist, dass in den engen, langen Fluren der ICEs pausenlos zahlreiche Männer hektisch auf und ab gehen, Männer ab vierzig. Sie wirken nicht entspannt. Offenbar müssen sie ständig an etwas denken. Manche telefonieren, vielleicht mit ihren jungen, müden Partnerinnen. Andere lesen das Werbeplakat. Dabei malmen sie mit ihren ausdrucksvollen Kiefern und streichen sich nervös durch das volle graue Haar. Nur ich bin ganz ruhig. Ich summe, total entspannt: »This is a man's, man's, man's world. Man made the trains to carry the heavy load.« So viel zu mir, Baby. Und du?

Audio www.zeit.de/audio

ANZEIGE

Knuts Knuddelfreund
Knut lenkt die Riesen-Begeisterung auf die Klimaprobleme. Wir werben mit Knuts Vorgänger für den Energiesparkurs. Seit 15 Jahren steht dieses Eisbärchen bei Haacke für intelligentes Energiesparen. Vorbildlich realisiert in anspruchsvollen Haacke-Häusern.

HAACKE
 HAUS
 www.haacke-haus.de
 freecall (08 00) 4 22 25 30

RÜCKKEHR DES BINDESTRICHS

Ein Kind des Wirtschaftswunders

Diese Woche wurde die Bundesgartenschau eröffnet. Von gleich zwei Städten gemeinsam, von Gera und Ronneburg. Nächstes Jahr findet die Fußball-Europameisterschaft in Österreich und der Schweiz statt, 2012 in Polen und der Ukraine. Gera-Ronneburg, Österreich-Schweiz, Polen-Ukraine. Als wäre das alte, untergegangene Westdeutschland heimlich expandiert, feiert der Bindestrich Wiederauferstehung. Und erinnert an eine Zeit, als Frauen an der Macht waren, die Däubler-Gmelin hießen. Oder an Landstriche, die etwas unbeholfen Baden-Württemberg oder Rheinland-Pfalz getauft wurden. Der Bindestrich stand für eine entschiedene Unentschiedenheit, für bürokratischen Verfassungspatriotismus in einem friedlichen Europa sowie für eine Emanzipation, die sich in einem Schriftzeichen niederschlug. Schön war das nicht. Aber erfolgreich. Denn der Aufstieg des Bindestrichs kam mit dem Wirtschaftswunder. Und da neuerdings wieder fleißig Jobs geschaffen werden, hat der Bindestrich wieder Konjunktur. Österreicher und Schweizer, Polen und Ukrainer, Geraer und Ronneburger wissen: Wir sind alle Getriebene der rasenden Wirtschaftskräfte. Man muss sich zusammenschließen, dann gibt's Synergieeffekte. Und alle profitieren. Von Deutschland lernen heißt den Bindestrich lieben.

ADAM SOBOCZYNSKI

SCHLANKE ITALIENER

Bikini statt Badeanzug

Deutsche sind dick, Italiener sind dünn. Das sagt eine Studie der International Association for the Study of Obesity (IASO). Während drei Viertel der deutschen Männer und über die Hälfte der deutschen Frauen Übergewicht haben oder sogar fettleibig sind, stehen die Italiener gewichtsmäßig ganz hinten in der EU-Tabelle. Man sieht das auch an den Kleidergrößen: In Italien sind Hosen, Röcke und Pullover enger als in Deutschland – dabei steht die gleiche Größe drauf. Deutsche verzehren zu viel Fett, sagen die Wissenschaftler, trinken zu viel Bier und bewegen sich zu wenig. Italiener verwenden Olivenöl statt Butter und essen Fisch statt Schnitzel. Trotzdem reden alle über Diäten. Das Fernsehen sendet im Frühjahr täglich Talkshows über Abnehmen, denn bald naht der Bikinitest am Strand – Italienerinnen tragen keine Badeanzüge. Der Konsum von Pasta und Brot sinkt von Jahr zu Jahr. Bei alledem aber leben in Süditalien die dicksten Kinder Europas. In den Schulen wurden jetzt Obstautomaten aufgestellt, die Äpfel statt Schokoriegel anbieten. Damit die Kinder als Erwachsene nicht so fett werden wie die Deutschen.

BIRGIT SCHÖNAU

Meine Familie und ich

Wie die New Yorker Schriftstellerin IRENE DISCHE in Berlin ein zweites Leben führt



Wenn man eine solche Familiengeschichte hat, ist es nur eine Frage der Zeit, bis man sie erzählen muss. Irene Disches Großmutter war eine deutsche Katholikin, die über Juden schimpfte, dann aber einen jüdischen Arzt heiratete und mit ihm alles teilte: den bedrohlicher werdenden Alltag unter den Nazis, das Leben im amerikanischen Exil. Als ihre Tochter Renate es ihr gleichtat und einen jüdischen Emigranten heiratete, war ihr das gar nicht recht. Sie nannte ihren Schwiegersohn zeitweilig nur beim Nachnamen. Renate Dische wurde Gerichtsmedizinerin in New York und sezierte Verbrechenopfer. An den Geruch in der Pathologie kann sich Irene Dische genau erinnern. Als Kind verbrachte sie ihre Nachmittage dort, irgendwo musste sie nach der Schule ja hin.

All das hat Irene Dische aufgeschrieben, 1989 in der Kurzgeschichtensammlung *Fronne Lügen* und 2005 in ihrem Roman *Großmama packt aus*. Anders als die meisten ihrer Schriftstellerkollegen spricht Irene Dische nicht nur von ihrer Arbeit, etwa dem gerade erschienenen Erzählband *Lieben* (Hoffmann und Campe). Nein, Irene Dische redet über ihre Eltern und über ihre Kinder, die beide in Beirut leben – das Pendlerdasein hat sich bei den Disches bis in die vierte Generation fortgesetzt. Sie redet über Beziehungen und Gewichtsprobleme in der Schwangerschaft. Und sie kann solche Sätze über die Zeit sagen, als sie auf eigene Faust durch Libyen und Iran trampelte: »Damals war ich 18 und habe einen prächtigen Busen gehabt.« Nach einer Viertelstunde hat man das Gefühl, als würde man mit einer alten Freundin am Küchentisch sitzen.

Sie ist eine schlanke Frau, 55 Jahre alt, mit zart gestählten Oberarmen, wie sie nur Amerikanerinnen haben. Dische gehört zu den *first generation Americans*, den Kindern von Einwanderern, die in Amerika geboren und aufgewachsen sind. Sie studierte in Harvard und arbeitete danach als Journalistin. In ihrem Umfeld gab es niemanden, der eine ähnliche Familiengeschichte hatte. Irene Dische war unter dem Einfluss eines katholischen Kinderpäd-

chens und ihrer strengen Großmutter aufgewachsen, der Holocaust war in der Familie kein Thema. Erst als sie Ende der siebziger Jahre das erste Mal nach Deutschland kam, traf sie Leute, die verstanden, wovon sie sprach. »Das war plötzlich meine echte Heimat, eine Riesenerleuchtung war das.«

Heute spricht der Kellner im Westberliner Café Manzini sie mit »Frau Dische« an. Das Café ist ihr zweites Wohnzimmer geworden, die Amerikanerin, die mit einem deutschen Rechtsanwalt verheiratet ist, führt in Berlin ein zweites Leben. Die Zweigleisigkeit zieht sich durch ihre ganze Familiengeschichte, sie hat sich auch auf dem Umschlag ihres neuen Buches niedergeschlagen: *Loves – Lieben* steht da. Dische erzählt von einer Frau, die zu ihrem Freund nach Amerika will, aber kein Visum bekommt und sich in einem Koffer ins Flugzeug schmuggeln lässt. Von einem Mann, der den Liebhaber seiner Tochter umbringt und ein Selbstgespräch über die Tat führt. Zuvor hatte er dummerweise die Nummer der Polizei gewählt und vergessen, die Verbindung zu trennen. Mit ihrem Sinn für das Groteske und Tragikomische hat sich Dische nicht nur Freunde gemacht. Als *Fronne Lügen*, ihr Buch über das vertrackte Verhältnis zwischen Deutschen und Juden, herauskam, wurde sie in Deutschland schon mal des Antisemitismus bezichtigt. In den USA wollte man ihren späteren Roman erst nicht drucken, weil die Ansichten der Großmama dem Verleger als nicht politisch korrekt erschienen.

Und wo ist sie lieber, in Amerika oder in Deutschland? »Derzeit ist Amerika interessanter, denn dort findet ein riesiger Umbruch statt. Aber New York und Berlin, das ist, als ob ich zwischen zwei Nachbarorten hin- und herfahren würde.« Dem Pendlerdasein zwischen den Welten würde Irene Dische gern eine Form geben, zumindest mit einem zweiten Pass. Doch die US-deutsche Doppelstaatsbürgerschaft bekommt sie nicht, weil ihr Vater Österreicher war. Als sie um die amerikanisch-österreichische Doppelstaatsbürgerschaft ansuchte, wurde sie abgewiesen, weil ihre Mutter aus Deutschland kam. Irene Dische lacht trocken. Schon wieder so eine Geschichte.

VERENA MAYER

WM-BABYS

Generation Klinsi

Erst war es ein Witz, dann eine Vermutung, nun ist es Gewissheit: Neun Monate nach der Fußballweltmeisterschaft gibt es in Deutschland einen Babyboom. Im Bremer Zentralkrankenhaus kamen im März 28,6 Prozent mehr Kinder zur Welt als vor einem Jahr, das Klinikum Chemnitz vermeldet einen Anstieg von 27,8 Prozent, in den drei größten Kasseler Kliniken waren es 23,5 Prozent. Auch die Ärzte im Münchner Frauenklinikum Maistraße melden ein erkennbares Plus, haben es aber noch nicht quantifiziert. Rolf Kliche, Leiter der privaten Dr. Koch-Geburtsklinik in Kassel, sieht einen direkten Zusammenhang zwischen Sommermärchen 2006 und Babyfrühling 2007: In optimistischen Zeiten werden ohnehin mehr Kinder gezeugt, während der WM könnten überschießende Glückshormone den Geschlechtsakt befördert und das Schwangerwerden erleichtert haben. Nun sieht es so aus, als sei der Spieler-Nachwuchs für die WM 2026 gesichert – was für 2027 einen neuen Babyboom möglich machen könnte.

SEBASTIAN CHRIST

DEUTSCHER SPARGEL



Wachstums-Nachrichten

Dieses Jahr ist sie also etwas früher über uns hereingebrochen, die Spargelsaison – und mit ihr die Spargelberichterstattung. So kam jüngst die Meldung, dass die 15. Kalenderwoche in Deutschland Rekorderten erbracht hat: so früh so viel wie nie zuvor. Wie über alle guten Wachstums-Nachrichten freut sich das Land auch über diese. Gern halten sich seine naturentwöhnten Bürger einmal im Jahr ökologisch korrekt an den Rahmenterminkalender des heimischen Gemüses. Bloß – und das ist die eigentliche Nachricht: Das Gemüse hält sich nicht mehr an die Fristen; der Klimawandel treibt es aus der Erde. Bei der Vereinigung der Spargelbauern gehen sie naturgemäß defensiv mit diesem Thema um, damit der Spargel kein Imageproblem bekommt wie das Billigfliegen. Aber das gute Wetter helfe schon, und der frühe Wuchs (noch angeheizt durch schwarze Abdeckfolien) sei ein Marktvorteil: Mittlerweile können es die deutschen Spargelbauern mit der europäischen Konkurrenz aufnehmen, binnen zehn Jahren haben sie Anbaufläche und Marktanteil verdoppelt, unter anderem auf Kosten ihrer französischen Kollegen. Und wer weiß: Wenn es noch wärmer wird, werden irgendwann auch die Griechen keine Konkurrenz mehr sein; Deutschland wäre ein Globalisierungsgewinner. Zu früh will sich aber niemand freuen, denn die Spargelbauern haben in guten Zeiten schon schlechte Erfahrungen gemacht. 1986 wurde der Spargel bereits im März gestochen – und die Saison im April beendet. Wegen Tschernebyl.

CHARLOTTE MISSELWITZ

GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHRIEB

Eine Anwältin will in die Politik



In der ZEIT Nr. 16/07 träumte die Juristin und Autorin Seyran Ateş von der Freiheit. Die gebürtige Türkin erzählte, wie sie in der Schule in Berlin die deutschen Mädchen beneidete, die so viel freier leben durften als sie selbst. Vielleicht wird sich Ateş bald nicht mehr nur als Juristin, sondern auch als Politikerin für die Rechte von Immigranten einsetzen: Vorige Woche schlugen SPD und Grüne vor, sie zur Integrationsbeauftragten des Berliner Stadtteils Steglitz-Zehlendorf zu machen, ein Amt, das es bislang dort nicht gab. Die Frauenrechtlerin, die türkische Frauen in Scheidungsverfahren vertrat, hatte im vergangenen Sommer ihre Anwaltskanzlei geschlossen, nachdem sie von Ehemännern ihrer Mandantinnen bedroht worden war. Bislang sperren sich CDU und FDP noch dagegen, die Stelle einer Integrationsbeauftragten einzurichten.

ABSTIEG MÖNCHENGLADBACHS

Beim zweiten Mal tut's noch genauso weh

Beim zweiten Mal soll es ja nicht mehr so wehtun, aber, verdammt, das ist Schwachsinn! Es ist genauso schlimm wie damals, 1999, als meine Borussia das erste Mal aus der Fußballbundliga absteigen musste. Jetzt ist es wohl wieder so weit. Acht Punkte Rückstand bei nur noch vier Spielen – da müsste der Fußballgott ein Mönchengladbacher sein, um die Mannschaft noch zu retten. Aber das ist er schon lange nicht mehr, die glorreichen Zeiten liegen mehr als drei Jahrzehnte zurück. Vielleicht ist das der Fluch, der auf dem Verein lastet: auf ewig am Mythos der Fohlen gemessen zu werden, jener stürmischen Mannschaft der Siebziger mit Netzer, Heynckes, Wimmer, Simonsen, als wir und der Fußball noch jung und unschuldig waren ... Heute, da Spieler und Trainer schneller kommen und gehen, als mancher aktuelle Borussia-Stürmer sprinten kann, können solche mythologischen Mannschaften gar nicht mehr entstehen. Die Borussia hat versucht, mit einem neuen Stadion und ziemlich viel Geld eine Zukunft jenseits des Mythos zu erreichen – und ist gescheitert. Hoffnungsträger wurden Sportinvalide oder afßen zu viel Bienenstich, das letzte Juwel, der Nationalspieler Marcell Jansen, wird nun wohl verkauft. Der Rest sind Tränen, niederheineische.

CHRISTOF SIEMES

Fernost, ganz nah

Fortsetzung von Seite 63



STEFAN KUNIGAM hatte die Idee, als ihn mal wieder das Fernweh nach China plagte

sen lobten seine Brache auch, weil an ihrer Ostseite das Wasser eines Kanals in die richtige Richtung fließt. Das sei wichtig für die Harmonie der Bauten nach den Regeln des Feng-Shui. Was für ein Glück. Laesicke merkte an, dass auf jeden Fall aber auch die Regeln des deutschen Baurechts beachtet werden müssten.

»Alles keine unüberbrückbaren Probleme«, sagt Laesicke. Und mögliche Integrationsprobleme? Brandenburg ist in den Nachrichten nicht unbedingt durch Weltoffenheit berühmt geworden. In Oranienburg lebten doch jetzt schon Menschen aus mehr als

60 Nationen, sagt der Bürgermeister. Zwar nur 21 Chinesen, räumt er ein, aber 1500 Russlanddeutsche aufzunehmen, das habe man schließlich auch geschafft. Seine Stadt sei weltoffen.

Ein Bürgermeister muss so reden, und womöglich tut er es zu Recht. Nur wo ein guter Wille ist, ist auch ein Weg. Warum also nicht groß denken, damit am Ende mehr als etwas Kleines daraus wird? Ist all der Spott, der derzeit auf Oranienburg niedergeht, nicht genau jene deutsche Verzagtheit, über die zuletzt ebenso gespöttelt wurde?

In der Tat ist Oranienburg schon jetzt eine Art Neugründung, wenn auch eine alte. Der Ort hieß früher mal Bötzow und wurde im Dreißigjährigen Krieg geplündert und niedergebrannt. 1650 schenkte der brandenburgische Kurfürst Friedrich Wilhelm seiner Frau Louise Henriette von Oranien den Flecken, zwei Jahre später wurde standesgemäß ein Schloss im holländischen Stil errichtet, das den Namen Oranienburg erhielt. Mit Hilfe von niederländischen Fachleuten wurden in den folgenden Jahren Musterwirtschaften nach holländischem Vorbild angelegt.

Warum jetzt nicht China?

Chinatowns kennen Deutsche bislang nur von Besuchen in europäischen und vor allem amerikanischen Metropolen. In Paris, London, New York oder San Francisco sind es Innenstadtviertel, in denen sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts Chinesen angesiedelt haben. Auch in Hamburg gab es in den zwanziger Jahren ein kleines Chinatown. Ehemalige Matrosen aus Fernost hatten sich in einigen Straßen des Hafenviertels St. Pauli niedergelassen. Sie betrieben Wäschereien, Restaurants, Gemüseläden. Von den Fremden fasziniert, schrieb der Lokalschriftsteller Ludwig Jürgens 1930: »Jedes Kellerloch hat über oder neben dem Eingang seine seltsamen Schriftzeichen. Die Fenster sind dicht verhängt, über schmale

Lichteritzen huschen Schatten, alles trägt den Schleier eines großen Geheimnisses.«

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten bedeutete das Ende für das deutsche Chinatown. Die meisten Chinesen verließen Deutschland, 1944 verhaftete die Gestapo die Übrigen und deportierte sie in ein Arbeitslager. Nach Kriegsende blieben nur wenige in Deutschland. Heute leben wieder mehr als 10 000 Chinesen in Hamburg, in Deutschland die größte Community, 400 chinesische Unternehmen sind dort angesiedelt. Zurzeit plant Hamburg eine China-City in Hafennähe, die dem Ausbau der traditionell guten Handelsbeziehungen dienen, zugleich aber auch – wie in Oranienburg – Touristen anlocken soll.

Übersichtlich, sauber, ökologisch, ein Chinatown auf Deutsch

Der Mann, der in Oranienburg Chinatown bauen will, heißt Stefan Kunigam. Er ist ein kleiner, quirliger Mann mit Brille und grauem Bart. Er sagt, ihm sei die Idee auf einer Brandenburger Autobahn gekommen, auf dem Weg zur Arbeit, als das Fernweh nach China an ihm nagte. »Da dachte ich, warum nicht einfach ein Stück China herholen?«

Kunigam spricht von dem Glück, mehrmals China bereist zu haben. Er ist 54 Jahre alt und Geschäftsführer der Brandenburg-China-Projekt Management GmbH. Bis zum Fall der Mauer war Kunigam Bauleiter im Tiefbaukombinat in Frankfurt an der Oder, nach der Wende gründete er dort ein Ingenieurbüro, das 14 Mitarbeiter hat. Sein Büro ist spezialisiert auf Wasser- und Abfallwirtschaft. Er sagt: »Wir bauen alles, was man später nicht mehr sieht, weil es unter der Erde ist.« Jetzt will er hoch hinaus. Kunigam ist erfolgreich, auch wenn sein größtes Projekt die Erschließung des

Geländes jener Chipfabrik in Frankfurt/Oder war, die niemals gebaut wurde.

Im Jahr 2000 kam Kunigam das erste Mal nach Peking, auf Einladung der Bundesregierung nahm er an einer Umweltkonferenz teil. Er war sofort fasziniert. In einem abgelegenen Viertel Pekings ging er allein essen, die Menschen scharten sich um ihn. Er war dort etwas Besonderes, es hat ihn gefallen. »Ich habe nur positive Erfahrungen in China gemacht«, sagt Kunigam.

Die Baupläne an der Wand seines Büros entsprechen Kunigams idealisiertem Chinabild: übersichtlich, sauber, den deutschen Umweltauflagen entsprechend – so stellt er sich Chinatown Oranienburg vor. Die Schattenseiten des modernen Chinas kommen in den Erzählungen des Ingenieurs nicht vor: keine 16-Stunden-Schichten in der Fabrik, keine kollabierende Umwelt. Chinatown Oranienburg ist sein mit Abstand größtes Projekt. Es gebe Kontakte zu mehreren chinesischen Investoren, die gern das 500-Millionen-Euro-Vorhaben finanzieren wollten, sagt Kunigam, »aber in diesem Stadium kann ich natürlich noch keine Namen nennen.« Und leider müsse er seinen potenziellen Partnern immer erklären, dass ein Genehmigungsverfahren in Deutschland mehrere Jahre dauern könne. »Die fragen oft, warum das so lange dauert.« Wenn alles nach Plan verlief, könnte aber von Herbst 2008 an gebaut werden.

Woher später die Bewohner des neuen Stadtteils kommen sollen, warum 2000 Chinesen nach Oranienburg ziehen sollten – auf diese Fragen reagiert Kunigam ausweichend. Er sagt, man solle Chinatown nicht schon im Vorfeld zerreden. Wie der Ort konkret mit Leben gefüllt werden soll, das sei momentan noch offen. Von kleinen Läden mit Kalligrafie und Seidenstickerei bis zur interkulturellen Managementerschule reichten die Möglichkeiten, sagt Kunigam. Chinatown solle ein offener

Ort werden, auf keinen Fall ein Ghetto. »Keiner meint, dass dort wirklich 2000 Chinesen einziehen müssen. Auch interessierte Deutsche können sich eine Wohnung kaufen«, sagt Kunigam. Allerdings, fügt er später hinzu, einige Chinesen sollte man auf den Straßen schon sehen, sonst funktioniert das Ganze nicht.

Nur wie? Osten und Zuwanderung, das ging zuletzt nicht mehr zusammen. Als Oranienburg noch DDR war, war das einfach, es gab damals Tausende vietnamesische Vertragsarbeiter. Jetzt also Vertragschinesen? Es muss doch hinzukriegen sein. Mit den Mitteln der Politik, mit den Mitteln des Marktes. Vielleicht eine Mischung aus Planwirtschaft und Turbokapitalismus – ist doch sowieso gerade alles ein in China, warum nicht auch in Oranienburg?

Im Südcenter Oranienburg liegt das China-restaurant Zhang versteckt über einem Supermarkt, nebenan hat ein Versicherungsmakler sein Büro. Der Kellner Jiade Chang hat an diesem Wochenende eine ruhige Mittagsschicht, von den knapp 30 Tischen sind zwei besetzt, ein Seniorenpärchen und eine Gruppe Frauen in der Mittagspause. Chang steht neben der Theke. Bei den Chinatown-Plänen sei er skeptisch, sagt er.

Chang ist 33 Jahre alt. Als er sieben war, zogen seine Eltern mit ihm aus Südkina nach Berlin. Dort besuchte er eine deutsche Gesamtschule. Zum Arbeiten pendelt er heute täglich nach Oranienburg, denn er wohnt in Berlin – seiner Familie wegen, sagt er, und auch weil es in Oranienburg nicht viel gebe. Später in Chinatown zu arbeiten, könne er sich vorstellen, sagt Chang. »Wenn es denn gebaut wird.« Dorthin ziehen würde er selbst dann aber nicht. »Chinesen gehen dorthin, wo Jobs sind, und was sollten sie in Oranienburg alle machen?« Dazu fehlt sogar dem Chinesen Chang die Fantasie. Vielleicht ist er aber auch schon zu deutsch geworden.